



Wasser

Theodora Zink

Farblos ist es und still, kann sich nicht von der Stelle rühren, trägt Tod und Leben in seinem Leib.
Von größter Dichte und Stärke und trotzdem nichts als nass scheint es zu sein.
Ein Widerspruch in sich – ein Widerspruch in allem.
Erst seine Umgebung macht es stürzend, reißend, plätschernd, singend und tragend – währenddessen
es sich seinen Platz sucht.
Die Sonne verleiht ihm Glanz und Farbe und die Nacht macht es zum Mythos, lässt Nixen und Götter
erwachen aus ihm.
Wie eine Silberschleife zieht es der Mond durch die Welt.
Die Schiffe ritzen seine Haut, der Fische Lebensraum schwängert es.
Ewige Ruhe will es fluten und seinem Fluten Ewigkeit geben.
Steine und Berge tragen seine Muster, die Erde wird bemalt von ihm.
Kontinente ragen aus ihm und verschwinden in ihm.
Frostige Stürme eisen breit und tief in sein Nass. Es reißt und zerspringt, bricht in sich zusammen und
zu sich auseinander.
In Wärme treibt es durch die Luft und baut sich weiße Schlösser, pflanzt süße Sandmanträume
zwischen zarte Schäfchenwolken, spinnt sich zu rosa Watte und flieht alsbald in Nebel dahin.
Es sickert durch Ritzen, tröpfelt auf die Haut und perlt durch diese. Es murmelt in Wiesen, plätschert
auf Gestein, tobt durch die Täler, rauscht in den Schluchten, weitet sich entlang des Festlandes, bis
scheinbar der Himmel in ihm versinkt.

Von Zeit zu Zeit schwebt es in schwerer Ladung unter dem Firmament umher, kämpft tiefend zu
seinem Geburtsort zurück, der langsam anschwillt. Wenn jener aus der Fassung gerät, kennt er keine
Hemmungen und weiß nichts zu respektieren.
Wie sein Zuwenig tötend ist, ist sein Zuviel tödlich.
Wie es uns anlächelt, anzieht und sanft umschmeichelt, lacht es uns aus und verstößt es uns.
Wie es uns kühlt und wärmt, lässt es uns erfrieren und verbrennen.
Wie es uns ernährt, lässt es uns hungern und dürsten – leben und sterben.
So sehr wir das Wasser brauchen, so wenig benötigt es uns.